

Dr. Wilhelm Könige
Erläuterungen zu den Klassikern.
146. Bändchen.

Erläuterungen
zu
Grillparzers
„Weh dem, der lügt!“

Von
Richard Stecher,
Schuldirektor.

Preis 40 Pfg. — 48 Heller

Verlag von Herm. Beyer in Leipzig.

Entstehung und Aufnahme des Lustspiels.

Wer Grillparzer nur nach seinen Tagebüchern beurteilen wollte, müßte glauben, daß er immerwährend in düsterer Stimmung gewesen sei. Dem ist nicht so. Das zeigen seine ebenso wisigen wie sarkastischen Epigramme. Und in Gesellschaft trat dieser echt wienerische Zug des Dichters noch mehr hervor, da seine Gespräche oft von einem wehmütig selbstironischen Humor gewürzt waren. Auch in der Dichtung, besonders in seiner Jugendzeit, wandte er sich dem heiteren Genre zu. Bereits auf der Schulbank hatte er zwei allerdings recht mittelmäßige Lustspiele geschrieben: „Wer ist schuldig?“ und „Die Schreibfeder“. Drei Jahre nach der „Schreibfeder“ begann er ein Lustspiel, das eine Episode aus der Liebesgeschichte Heinrichs IV. von Frankreich mit der schönen Gabriele d'Estrees behandelte, und deren erster Akt, der einzige, der geschrieben wurde, ein Werk voller Fröhlichkeit und Übermut verpraßt. Ein Schwank aus dem Jahre 1821: „Das Prius oder die Befehung“ zeigt die Bureauluft, in der Grillparzer zu leben gezwungen war, verspottet die Schreiberseelen, die ihre Beamtenarbeiten und dichterischen Vergnügungen mit einander vermengen, die sich in ihrem Haushalte der „ärarischen“ Kerzen bedienen und ihre Frauen mit Amtspapier zu Haubenmustern versehen.

Im Jahre 1826 entstand dann eine politische Satire

gegen Metternich: „Der Zauberflöte zweiter Teil“. Außerdem aber hatte Grillparzer schon frühzeitig mit der Uebersetzung fremder Lustspiele begonnen, so gab er 1814 eine freie Uebersetzung eines Teiles der „Raben“ von Gozzi heraus, später versuchte er „Der Widerspenstigen Zähmung“ von Shakespeare zu bearbeiten. Seit dem Umgange mit Bauernfeld, an dem der Dichter im ersten Jahrzehnt und auch länger eine Freude hatte, kam ihm die Anregung zur Beschäftigung mit dem Lustspiele noch häufiger, der Tragiker arbeitete zeitweise im stillen an den Werken des Lustspiel dichters Bauernfeld mit, z. B. schrieb er den dritten Akt von dessen „Bekennnissen“. Dazu kam noch, daß der Erfolg vom „Traum, ein Leben“ und die Reise nach Frankreich und England (1836) unseren Dichter sehr erfreicht hatten. Und da er unter den sich immer drückender gestaltenden politischen Verhältnissen mit einem historischen Drama wenig Aussicht auf die Bühne haben konnte, so lag es nahe, daß er es wieder mit einem neutralen Stück versuchen wollte. Freilich mit keinem Märchenstück, denn dafür war die Zeit mit Raimunds Tode (1836) endgültig vorüber, aber mit einem heiteren und zugleich realistischen Werke. So kam er zur Schöpfung von „Weh dem, der lügt!“

Den Stoff zu diesem neuen Stück fand Grillparzer in der „Geschichte der Franken“ von Gregor von Tours*); möglich ist es auch, daß er ihn in der Sammlung „Deutsche Sagen“ gefunden hat, die von den Brüdern Grimm 1816—18 herausgegeben worden waren, oder auch in den Lettres sur l'histoire de France, die Augustin Thierry im Jahre 1820 im Courrier français veröffentlichte. Der achte von diesen Briefen enthält fast wortgetreu die Erzählung des Gregor von Tours, die (nach Er-

*) Grégoire de Tours, „Histoire des Francs“, Edition Henri Omont, Paris 1886.

hardt) folgenden Inhalt hat: „Als die Könige Hildebert und Theoderich zum Zeichen der beschworenen Freundschaft Geiseln miteinander getauscht hatten, wurde ein Jüngling aus einer edlen gallischen Familie namens Atalus, der Nefte des Bischofs Gregor von Langres, Sklave eines Franken, der in der Nähe von Trier wohnte. Er hatte die zahlreichen Pferde seines Herrn auf der Weide zu hüten. Um seine Freilassung zu bewirken, ließ der Bischof dem Barbaren Geschenke anbieten, doch dieser lehnte ab und sagte: „Ein Mann aus so vornehmer Familie kann nicht mit weniger als drei Pfunden Goldes losgekauft werden. Ein Koch Gregors namens Leon machte sich anheischig, Atalus mit weniger zu befreien. „Wenn du mir gestatten wolltest, hinzugehen,“ sagte er zum Bischof, „so würde es mir vielleicht gelingen, ihn der Gefangenschaft zu entreißen.“ Der Bischof freute sich dieses Anerbietens. Leon begab sich sofort an den angegebenen Ort und versuchte zuerst vergebens, den Jüngling heimlich zu entführen. Dann nahm er einen Mann mit und sagte zu ihm: „Komm mit mir und verkaufe mich in das Haus dieses Barbaren; der Preis, den man für mich zahlen wird, soll dein Lohn sein, wenn du mir die Ausführung meines Planes erleichterst.“ Der Franke kaufte Leon für zwölf Goldstücke und fragte ihn, was er leisten könne. „Alles, was auf den Tisch des Herrn kommt,“ erwiderte der neue Sklave, „kann ich vorzüglich zubereiten, und ich brauche nicht zu fürchten, in meiner Kunst meinesgleichen zu finden. Ich sage dir in Wahrheit, wenn du dem König ein Festmahl geben willst, so kann ich dir königliche Speisen bereiten; niemand kann es besser als ich.“ Da kündigte der Barbar seine Absicht an, am Tage der nächsten Sonnenwende seine Freunde und Verwandten einzuladen. Er befahl dem Koch, ein Mahl zuzurichten, daß die Gäste sagen müßten, sogar beim König hätten sie nichts Besseres ge-

sehen. Leon ließ eine Unmenge Geflügel schlachten und am festgesetzten Tage Speisen auftragen, an denen sich alle erlabten. Dieser Erfolg erwarb ihm die Liebe und das Vertrauen seines Herrn; er wurde eine Art Verwalter, der die übrigen Sklaven zu beaufsichtigen und ihnen das Essen auszuteilen hatte. Nach einem Jahre, als ihm der Barbar vollständig vertrauen zu können glaubte, schlich sich Leon auf die Wiese, wo Atlas die Pferde hütete; einige Schritte weit vom Jüngling legte er sich auf den Rasen, und mit dem Rücken gegen ihn gewendet, aus Furcht, daß man sie beisammen sähe, sagte er: „Es ist Zeit, an die Heimat zu denken. Ich sage dir, wenn du heute abend die Pferde in den Stall geführt haben wirst, sollst du nicht dem Schlummer nachgeben, sondern mußt dich bereit halten, daß wir fliehen können, wenn ich dich rufe.“ Es war an einem Tage, da der Barbar wieder seine Verwandten zu Tisch geladen hatte, unter andern auch den Gatten seiner Tochter. Dieser Mann ließ sich nachts Wein von Leon bringen und sagte ihm scherzend: „Sage mir doch, du Vertrauensmann meines Vaters, hättest du nicht Lust, ihm seine Pferde zu nehmen und mit ihnen in deine Heimat zurückzukehren?“ Dieser erwiderte in demselben Tone: „Heute nacht gedenke ich es zu tun, wenn Gott will.“ „Wenn nur,“ entgegnete der Barbar, „meine Sklaven gut Wache halten und dich verhindern, etwas von meinem Eigentum zu entwenden!“ Und beide Männer trennten sich lachend.

Nachdem alle eingeschlafen waren, rief Leon Atlas, und als die Pferde gefüttert waren, fragte er ihn, ob er einen Degen habe. Sein Gefährte behauptete, er brauche nur eine kleine Lanze. Da kehrte Leon ins Haus seines Herrn zurück und nahm dessen Schild und Streitart. Der Barbar erwachte darob, fragte, was es gebe und was man wolle. „Ich bin Leon, dein Sklave,“ war die Antwort; „ich Sorge dafür, daß Atlas schnell aufsteht und die Pferde

auf die Weide führt, er schläft so tief wie ein Trunkener.“ — „Tue, was du willst,“ sagte der Herr und schlief wieder ein. Die beiden Flüchtlinge fanden, wie durch ein Wunder, divinitus reseratas, das Thor geöffnet, das der Barbar fest geschlossen hatte. Sie kamen an die Maas. Als man sie dort am Übergang verhindern wollte, ließen sie ihre Pferde und Kleider im Stich und schwammen über den Fluß. Am andern Ufer verbargen sie sich in den Wäldern. Die dritte Nacht war schon gekommen, und sie wanderten noch, ohne Nahrung zu sich genommen zu haben. Da stießen sie auf einen Pflaumenbaum, dessen Früchte sie stärkten. In der Champagne hörten sie hinter sich den Schall von Pferdehufen; sie verbargen sich hinter einem Busch und warfen sich, die Hand am Schwert, auf den Boden. Die Reiter hielten vor dem Gebüsch, und einer von ihnen sagte: „Welch ein Unglück, daß ich der verwünschten Flüchtlinge nicht wieder habhaft werden kann! Wenn ich sie wiederfinde, lasse ich den einen hängen und den andern zerhacken.“ Es war Atlas' und Leons Herr, der so sprach. Er kam aus Reims, wo er seine beiden Sklaven gesucht hatte; er wäre ihnen unterwegs begegnet, hätte ihn die Dunkelheit nicht gehindert, sie zu sehen. Als sich die Reiter entfernt hatten, nahmen die Flüchtigen ihren Weg wieder auf; sie kamen nach Reims und ließen sich in das Haus eines Priesters namens Paul führen. Sie pochten an seine Türe, als es zur Frühmette läutete. Bei ihrem Aublick rief der Priester: „Nun ist mein Traum in Erfüllung gegangen. Mir träumte heut nacht, daß zwei Tauben, eine weiß, die andere schwarz, auf mich zuflögen und sich mir auf die Hand setzten.“ Er gab ihnen zu essen und verbarg sie in seinem Haus. Als der in der Verfolgung unermüdete Barbar nach Reims zurückkehrte, lenkte Paul seinen Verdacht ab. Nach zwei Tagen der Rast setzten Atlas und Leon ihre Reise fort und kamen

heil und gesund bei Gregor an. Der Bischof weinte Freudenränen am Halse seines Neffen; Leon schenkte er die Freiheit und gab ihm ein Landgut zum Eigentum, worauf der ehemalige Knoch während seines ganzen Lebens als freier Mann mit Weib und Kindern lebte.“ —

Aus diesem Stoffe formte nun Grillparzer sein Lustspiel „Weh dem, der lügt!“ Am 6. März 1838 wurde es am Wiener Burgtheater aufgeführt und — völlig abgelehnt. „Die Leute benahmen sich roh und dumm, ohne allen Respekt. Diesen Vöotiern kann man kein literarisches Lustspiel austischen,“ verzeichnet Bauernfeld in seinen Tagebüchern. Insbesondere waren es die adeligen Logenabonnenten, die durch frühzeitiges Aufstehen, Fortgehen und Türenzuschlagen ihrem Mißvergüngen Ausdruck gaben. Die in den nächsten Tagen erschienenen Rezensionen taten noch ein übriges dazu, den Eindruck des Durchfalles zu verstärken: Grillparzers Freunde mit liebenswürdigem Takt, seine Feinde mit Malice oder Grobheit. Der Wibold Saphir, der schon seit einigen Jahren mit dem Dichter verfeindet war, weil er und Bauernfeld ihm die Aufnahme in ihren vielumworbenen geselligen Kreis verweigert hatten, schrieb die böseste Rezension, die mit dem spöttischen Motto einleitete: „Weh dem, der lügt! Lustspiel. Weh dem, der die Wahrheit sagt! Trauerspiel. Wohl dem, der Schweigen kann! Pantomime.“ Natürlich verschwand „Weh dem, der lügt!“ sofort vom Spielplan. Auf den Dichter aber machte dieser, wie er sicher wußte, unverdiente Mißerfolg einen außerordentlichen Eindruck. Die vom Publikum und der Kritik gezeigte Noheit und Gehässigkeit verlegte ihn derartig, daß er sich fast völlig vom öffentlichen Leben zurückzog und dem Theater nie wieder ein Stück übergab. Als später Laube eine Aufführung aller Dramen Grillparzers veranstaltete, schloß er das Lustspiel aus, und so wäre es wohl gar der Vergessenheit an-

heimgefallen, wenn nicht der große Burgschauspieler und Regisseur Ludwig Gabilon gerade für dieses Stück eine außerordentliche Vorliebe gefaßt und seine endliche Aufführung durchgesetzt hätte. Seine Tochter erzählt darüber: „Von allen Stücken, die Gabilon inszeniert, war ihm keines so sehr aus Herz gewachsen wie „Weh dem, der lügt!“ Schon lange, bevor er Regisseur geworden, hatte er davon geträumt, dieses Schmerzenskind Grillparzers in vollem Triumphe wieder dem Burgtheater zuzuführen, und wie es schließlich gekommen, so wie er es jahrelang erhofft, und der Erfolg dauerhaft und zweifellos dagewesen und geblieben, das erzählte Paul Schlenker anno 1895 bei Anlaß einer Reuinszenierung im Berliner Deutschen Theater wie folgt: Zu den Vertrauten Grillparzers gehörte auch der reckenhafte, naiv bramarbasierende, phantasievolle und in aller seiner Urkraft geistreiche Burgschauspieler Ludwig Gabilon. Wenn er bei Grillparzer saß, so war das Hauptgesprächsthema „Weh dem, der lügt!“ Was den Schauspieler besonders zu diesem Gegenstande hinzog, war — bei Schauspielern etwas Selbstverständliches — eine Rolle im Stück: die Gestalt des urteutonischen Berserkers Mattwald. Den einmal auf der Bühne mit allem Barbarismus, aller Gefräßigkeit und aller physischen Übermacht verkörpern zu dürfen, war des Hünen Gabilon inbrünstiges Verlangen. So hörte er, sonst mehr ein Sprecher als ein Hörer, genau und gerne hin, so oft der alte Dichter von seinem mißhandelten Lieblingskinde deutend sprach. Denn Grillparzers Stücke sind zwar nicht so geheimnißkrämerrisch, daß sie eines Auslegers bedürften, aber sie sind in ihrem Sinne und Reiz auch nicht so platt, daß sie sich jedem nüchternen Verstande sofort erschließen. So konnte das erklärende Wort des Dichters befruchtend in die üppige Phantasie des Schauspielers fallen. Als Laube schon längst vom Burgtheater

weg war, als Grillparzer selbst schon tot war, trat der treue Ludwig Gabilon an seinen Direktor Dingelstedt mit dem Herzenswunsch heran, „Weh dem, der lügt!“ inszenieren zu dürfen, natürlich mit sich selbst als Kattwalb. Dingelstedt lachte. Da er aber seinem Bittsteller eine Gefälligkeit schuldig zu sein glaubte, so ließ er sich die zögernde Erlaubnis abgewinnen. Mit derselben herzhaften Rectheit und demselben Vertrauen auf die gute Sache, wie im Stück der Küchenjunge Leon auf die Befreiung des Bischofsneffen, ging auch Held Gabilon, erfüllt vom Geiste des Dichters, an sein gutes Werk. Schon während der Proben verbesserte sich Dingelstedts Meinung von dem Wagnis, und nur einzelne Schauspieler, sogar solche, die zum Erfolge beitrugen, zitterten bis zuletzt. Es war ein glänzender Sieg (1876). Das Stück selbst steht seit nun nahezu zwanzig Jahren fest auf dem Repertoire des Burgtheaters. Schon die zweite Generation bestätigt dem Dichter in sein Grab hinein, daß an jenem verhängnisvollen 6. März 1838 nicht er der Durchgefallene und Blamierte gewesen sei, sondern das damalige Publikum.“ Auch die Bühnen der anderen großen Städte haben seit jener Zeit „Weh dem, der lügt!“ mit außerordentlichem Erfolge aufgeführt, so Berlin, München, auch Dresden, wo es seit Jahren mit zu dem eisernen Bestande des Spielplans gehört und jedesmal ein beifallsfreudiges, dankbares Publikum findet.

Dr. Wilhelm Königs
Erläuterungen zu den Klassikern
Band 146

Erläuterungen

zu

Grillparzers

Weh dem, der lügt



C. BANGE VERLAG - HOLLFELD / Obfr.

INHALTSÜBERSICHT

Daten aus Grillparzers Leben	3
Entstehung und Aufnahme von „Weh dem, der lügt“	8
Die Quellen der Dichtung	13
Sachliche und sprachliche Erläuterungen	15
Gang der Handlung	20
Charaktere	34
Leon	34
Atalus	40
Gregor	43
Edrita	45
Kattwald	48
Galomir	50
Dispositionen und Aufsätze	52
„Dein Wort soll aber sein: Ja, ja, nein, nein“	52
„Weh dem, der lügt“	57
Zivilisation und Barbarentum	62
Lustspiel oder heiteres Schauspiel	67
Auswahl der Literatur	72

DATEN AUS GRILLPARZERS LEBEN

Der Dichter ist am 15. Januar 1791 als Sohn des Advokaten Dr. Wenzel Grillparzer und der Marianne geb. Sonnleithner in Wien geboren. Der Vater entstammte einer armen, bäuerlichen Familie, hatte sich durch Fleiß und Redlichkeit zu einem gewissen Wohlstand hinaufgearbeitet, vermochte aber nicht, sich gegen die Schwierigkeiten einer harten Zeit zu behaupten. Er war streng „josephinisch“, aufklärerisch gesinnt und duldete nicht, daß der Sohn im kirchlichen Sinne religiös erzogen wurde. In den schweren Notjahren, die den Niederlagen Österreichs in den Napoleonischen Kriegen folgten, verarmte die zahlreiche Familie Grillparzer immer mehr. Als Wenzel Grillparzer in der düstersten Zeit Österreichs, im November 1809 starb, hinterließ er seine kinderreiche Familie in äußerst bedrängten Umständen. Grillparzer schildert seinen Vater als einen unbedingt rechtlichen, aber auch strengen, verschlossenen und durch die Fehlschläge seines Lebens verbitterten Menschen, der sich mit „entschiedener Abneigung“ gegen die frühen dichterischen Versuche des Sohnes wandte. Ihm wird später die uneingeschränkte Achtung des Sohnes, seine kindliche Liebe aber hat er nie zu wecken vermocht. Ganz anders ist des Dichters Mutter. Sie war mehr patrizischer Abkunft. Im Hause Sonnleithner hatte die Musik eine bevorzugte Heimat. Von der musikalischen Mutter erbeete der Sohn die Liebe zur Musik. Deren Bruder Joseph begründete die Wiener Gesellschaft der Musikfreunde, wurde Sekretär des Hofburgtheaters, war selbst literarisch tätig und gab dem Neffen Gelegenheit, erste dichterische Versuche zu veröffentlichen. Nach dem frühen Tode des Vaters wandte die Mutter alle Liebe auf ihren Ältesten, Franz, verdüsterte aber auch sein Leben, als immer deutlichere Zeichen religiösen Wahnes sichtbar wurden und sie schließlich in einem Anfall von Umnachtung im Selbstmord endete. Der jüngste Sohn war ihr mit 17 Jahren auf dem gleichen Wege vorangegangen, der zweite Bruder, Karl, machte dem Dichter später die größten Sorgen, als er sich im Wahnzustand völlig grundlos eines Mordes bezichtigte.

Der Zwiespalt im Wesen der Eltern, verstärkt durch harte Erlebnisse der Jugendjahre und bittere berufliche Enttäuschungen und Zurücksetzungen der späteren Berufsjahre und Erschwernisse seines dichterischen Schaffens durch die österreichischen Zensurbehörden in Jahren der Reaktion wirken sich auch im Leben des Dichters aus. Der Vater hatte ihm eine gründliche Ausbildung zu-

gedacht. Nach dem ersten Privatunterricht bei freilich unzulänglichen Hauslehrern wurde er auf das Gymnasium geschickt, das er 1804, nach fünf Gymnasialjahren, recht und schlecht durchlaufen hatte. Mit 14 Jahren bezog er die Universität seiner Heimatstadt, an der er zuerst philosophische, ab 1807 juristische Studien betrieb. Ununterbrochen arbeitete er daran, die Lücken der unvollkommenen Gymnasialbildung auszufüllen. Er lernte die Klassiker, Shakespeare und die spanischen Dramatiker kennen. Bevor er das Fachstudium beendet hatte, starb der Vater.

Wohlmollende Freunde vermittelten ihm Hauslehrerstellen, die ihm ermöglichten, wenn auch unter Entbehrungen seine Ausbildung abzuschließen. Zuletzt war er beim Grafen von Sellern, in dessen Dienst er schwer am Typhus erkrankte, von allen im Stich gelassen wurde, aber trotzdem genas. In der reichen Bibliothek des Grafen konnte er seiner Leidenschaft zu lesen frönen, nachdem er das verrostete Schloß dazu endlich öffnen konnte. Im Februar 1813 trat er als unbesoldeter Praktikant bei der Hofbibliothek in Wien ein, ohne vorerst die Hauslehrertätigkeit aufgeben zu können. Mit 23 Jahren trat er von der Hofbibliothek als Konzeptpraktikant in den Dienst der Finanzhofkammer, der Bank- und Gefällsadministration, über Zwanzig Jahre diente er in recht untergeordneten, wenig interessanten und noch schlechter bezahlten Stellungen. Erst 1832 wurde er — auch nicht ohne Schwierigkeiten — zum Archivdirektor bei der allgemeinen Hofkammer ernannt. Aber auch jetzt noch mußte er jahrelang um die ihm zustehende Gehaltsstufe kämpfen. Seine Beamtenlaufbahn war eine Kette von Schwierigkeiten und Benachteiligungen, Zurücksetzungen und Demütigungen. Erst als er 1856, nach 43 Dienstjahren, in den Ruhestand trat, wurden verspätete Ehrungen auf ihn gehäuft. Er wurde Hofrat, später auch Ehrendoktor. „Zu spät!“ war sein eigener Kommentar dazu.

Selten ist ein großer Dichter vom Staat so schlecht behandelt worden. Grillparzers Ruhm war schon früh kometengleich aufgestiegen. Nach einigen dichterischen Versuchen der Jugendjahre und nach dem noch ganz im Banne des verehrten Schiller geschriebenen, damals nicht aufgeführten Drama „Blanka von Kastilien“ hatte er 1816, von dem Sekretär des Hofburgtheaters, Joseph Schreyvogel, dazu ermuntert, „Die Ahnfrau“ geschrieben. Am 31. Januar 1817 wurde sie in dem der Intendanz der Hofburg unterstehenden Theater an der Wien uraufgeführt. Nach anfänglicher Zurückhaltung des Publikums wurde das Stück ein Erfolg, der mit dem von Schillers „Räuber“ verglichen worden ist. Der

rasch in den Mittelpunkt der allgemeinen Aufmerksamkeit rückte Dichter aber wandte sich einem anderen und andersartigen Stoffe zu. Im April 1818 erschien auf dem Burgtheater die „Sappho“, die in ganz Deutschland noch mehr Wiederhall fand als „Die Ahnfrau“.

Wieder griff Grillparzer nach einem anderen Problemkreis, dieses Mal nach der antiken Sage. Zwischen 1818 und 1820 entstand die Trilogie „Das goldene Vlies“ aus den drei Teilen „Der Gastfreund“, „Die Argonauten“ und „Medea“. Der tragische Tod der Mutter und eine Romreise, die der Dichter unternahm, um sich von den Erschütterungen dieses furchtbaren Erlebnisses zu befreien, unterbrachen die Vollendung dieses Werkes. Am 26. und 27. März 1820 wurde es ebenfalls am Hofburgtheater uraufgeführt, ohne den starken Widerhall zu finden wie die früheren Dramen Grillparzers. Die italienische Reise hatte dem Dichter viele Anregungen, aber auch schwere Anfeindungen gebracht. Sein Leben lang blieb er Josephiner, der zwar nicht unchristlich, aber nicht kirchlich dachte. Sein Gedicht „Die Ruinen des Campo Vaccino“ führte zu einem schweren Konflikt mit dem glaubensstrengen Wiener Hof, der zwar infolge der Nachgiebigkeit Grillparzers überbrückt wurde, aber doch ein Mißtrauen hinterließ, das noch rund zwei Jahrzehnte nachwirkte. Er galt als Anhänger der Opposition gegen Metternich, der ihn anfangs protegiert hatte und sich äußerlich auch jetzt nicht von ihm abwandte. Die Schwierigkeiten waren versteckter Natur, gegen die anonyme Zensurbehörde hatte Grillparzer anzukämpfen, umso mehr als er sich jetzt Stoffen aus der österreichischen Geschichte zuwandte. Eine Überlieferung will wissen, daß er sich mit der damals allerdings aktuell werdenden Gestaltung des Schicksals Napoleons trug. Das war in Österreich natürlich nicht möglich, und so übertrug er dessen Züge auf den Helden von „König Ottokars Glück und Ende“. 1823 war dieses Drama vollendet. Viele Monate blieb es bei der Zensur liegen, erst der ausdrückliche Wunsch der Kaiserin, das Werk zu lesen, brachte es wieder ans Licht. Unter stürmischer Anteilnahme des Publikums ging die Uraufführung vor sich. Unverdient rasch aber, nach vier Vorstellungen wurde das Stück, wahrscheinlich auf einen Wink des Hofes hin, vom Spielplan abgesetzt. Grillparzer suchte Klarheit auf einer Reise durch Deutschland. Dabei suchte er in Weimar auch den damals als unumschränkten Dichterkönig herrschenden Goethe auf. Trotz des Entgegenkommens Goethes blieb der Besuch infolge der Überänglichkeit und Überempfindlichkeit Grillparzers im Grunde ergebnislos.

Nach einer Pause schuf Grillparzer dann sein zweites Werk aus der Geschichte Österreich-Ungarns, „Ein treuer Diener seines Herrn“, worin der Konflikt des ungarischen Reichsverwesers Bankban zwischen seiner Ehre und der Treue gegenüber dem Ganzen gestaltet ist. 1826 war das Drama vollendet, aber erst 1828 konnte es wegen der Zensurschwierigkeiten aufgeführt werden. Bezeichnend ist, daß der Kaiser dem Dichter mitteilen ließ, das Stück gefalle ihm so gut, daß er es allein besitzen und ihm abkaufen möchte. Das wäre der einfachste Weg gewesen, es verschwinden zu lassen. Es einfach zu verbieten, erschien deshalb unzweckmäßig, weil Grillparzer im Reich bereits zu bekannt war. Er antwortete, daß er leider den Wunsch des Kaisers nicht erfüllen könne, da bereits mehrere Abschriften des Stückes ins Reich geschickt worden seien.

Immer schwerer erschienen Grillparzer die „unsichtbaren Ketten“, durch die er sein Schaffen gehemmt fühlte. Aber er wurde nicht irre an seiner dichterischen Kraft. Trotz aller Erschwerungen und harter persönlicher Erlebnisse, trotz des neuen, alle seine Kräfte beanspruchenden Amtes als Archivdirektor vollendete er 1831 das Hero- und Leander-Drama „Des Meeres und der Liebe Wellen“ und „Der Traum ein Leben“ das aber erst 1834 unter Deinhardstein im Burgtheater uraufgeführt wurde und sofort ungeteilte Zustimmung fand. Nun hatte Grillparzer auch die Kraft, seinen Humor im Lustspiel zu entfalten. „Weh dem, der lügt“ greift eine der ewigen Grundfragen auf, die zu einer echten und tiefen Behandlung grundlegender Werte führt. Dieses ebenso ernste wie tiefe Lustspiel wurde am 6. März 1838 uraufgeführt. Das Publikum, das lautes Gelächter erwartet hatte, zeigte sich enttäuscht und bereitete einen Theaterskandal voll scharfer Ablehnung und unverdienter Kränkung. Nach wenigen Aufführungen wurde das Stück abgesetzt, um erst 40 Jahre später, nach dem Tode des Dichters wieder aufgegriffen zu werden.

Grillparzer, der sich allgemein geliebt und geschätzt glaubte, war über diese eindeutige Ablehnung betroffen und tief verletzt und verbittert. Er entschloß sich, nicht noch einmal die gleiche Gefahr heraufzubeschwören, und verschloß in Zukunft alle Dramen, die er noch schuf, in seinem Schreibtisch, so daß sie erst nach seinem Tode bekannt wurden. Gerade in diesen Jahren entstanden die Werke, die zu seinen bedeutendsten und reifsten gezählt werden, „Libussa“ (1847) und „Ein Bruderzwist im Hause Habsburg“ (1848). Auch die Erfolge seiner früheren Werke, die Laube 1851 alle in den Spielplan des Burgtheaters aufnahm, auch

die Ehrungen, die er in seinem Alter erfuhr, behoben seine Skepsis nicht. So blieb sein letztes Drama, „Die Jüdin von Toledo“ (1855) ebenfalls eingeschlossen.

Fast unberührt von der immer mehr steigenden Begeisterung, die ihm umgab, und von den hohen Ehrungen, die ihm wurden, lebte Grillparzer ruhig und seinen Studien, vor allem der spanischen Literatur sich widmend, dahin. Seine zwischen 1830 und 1848 entstandene politische Lyrik, die den großdeutschen Gedanken mit dem eines führenden, großen und deutschen Österreich verband, hatte ihm die jubelnde Zustimmung ganz Deutschlands gebracht. Obwohl seine letzten Werke unbekannt blieben, wurde er als der einzige würdige Nachfahre Schillers gefeiert. 1856 ließ Grillparzer sich pensionieren. Seine „ewige Braut“ Katharina Fröhlich, die er in strenger Kritik seines verschlossenen und zu mißtrauischer Skepsis neigenden Wesens, aber sicher auch in der Besorgnis wegen der bis zum Ende unzulänglichen und unbefriedigenden Einkommensverhältnisse nicht zu ehelichen gewagt hatte, richtete ihm in ihrem und ihrer Schwestern Haus ein Heim ein. Im Jahre nach seinem 80. Geburtstag, der zu einem Nationalfeiertag ganz Deutschlands wurde, starb er am 21. Januar 1872. Erst jetzt übersah man den Umfang und die Größe seines Lebenswerkes.

Königs Erläuterungen

Band 146

Grillparzer

Weh dem, der lügt

Bange

DISPOSITIONEN UND AUFSÄTZE

„Dein Wort soll aber sein: Ja, ja, nein, nein.“

I. Das Verhältnis des Bischofs zu seiner Predigt

II. Die Predigt

- 1) Der Aufbau
- 2) Die Gedankensprünge Gregors
- 3) Die Grenzen von Wahrheit und Lüge
 - a) Irrtum und Lüge
 - b) Die theologische Frage

III. Die Folgerungen im Lustspiel

Mit einer Predigt, die er vorbereitet, führt sich der ehrwürdige Bischof Gregor ein. Sie handelt von der Wahrheit oder genauer von der Lüge und ihrer Verwerflichkeit. Aus ihr ergibt sich die Idee des Stückes und darum ist diese Predigt wichtig, wenn das Ganze verstanden werden soll. Immer aber steht über ihr das Selbstbekenntnis des frommen Mannes, daß er diese Predigt vorbereitet und halten will, weil er sich selbst wegen einer Unaufrichtigkeit gegenüber dem König züchtigen will, die für ihn und erst recht seinen in Gefangenschaft schmachtenden Neffen weittragende und schlimme Folgen hatte. So schimmert über den Worten dieser gewaltigen Predigt der feine Humor, die weise, nicht boshafte Ironie des Dichters, stellt sie doch eine Forderung, die selbst der sonst so heiligmäßige Bischof nicht zu erfüllen vermochte.

Die Predigt ist ganz kunstgerecht aufgebaut, wenn sie auch nur in ihren Hauptgedanken skizziert wird. Sie beginnt mit der knapp gehaltenen und deshalb gut einprägsamen These, dem Lehrsatz:

„Dein Wort soll aber sein: „Ja, ja, nein, nein.“

In den folgenden vier Zeilen wird dieser Spruch erläutert, es geht um die Lüge, die das Schlimmste ist, was die menschliche Natur Böses kennt. Daraus folgt, daß der Mensch nur wahr sein muß, um auch gut zu sein. Das wird im einzelnen dargelegt. Sünde könnte nicht bestehen wenn sie nicht täuschen könnte. Sie täuscht sich, den Sünder zuerst, dann auch die Welt und möchte, wenn es nur ginge, auch Gott täuschen. Wären alle Menschen wahr, so müßte sich jeder Sünder jederzeit seine Sünde offen vor-

werfen, er müßte sich selbst verachten. Das aber hielte niemand aus. Um sich der eigenen Verachtung zu entziehen, umgibt der Mensch die Unwahrheit mit verschiedenen Rechtfertigungsgründen, die verwerflich, vielleicht auch gut gemeint sein können, aber immer doch wieder Lüge sind. Eitelkeit oder Stolz, falsche Scham oder sogar vorgebliche Großmut und Stärke, innere Neigung oder gar hoher Sinn, manchmal auch der gute Zweck sollen die Unwahrheit beschönigen und den Menschen beruhigen, wenn er in den Spiegel seines Gewissens schaut.

Schlimmer aber noch ist die wissentliche Lüge. Die bisher geschilderte versuchte nur, eine Wahrheit zu verschleiern, die anderen aus bestimmten Gründen in der Täuschung zu erhalten. Die wissentliche Lüge aber ist der vermessene Versuch, die Welt des Schöpfers zu zerstören, weil sie doch als nichtseiend behauptet, was wirklich ist oder umgekehrt. Sie greift das Dasein an, durch das der Mensch ist. Alle wertvollen menschlichen Bindungen wie Freundschaft, Liebe und Mitgefühl sind durch nichts anderes geknüpft wie durch das wahre Wort. Zum Vergleich zieht der Bischof nun die gesamte Kreatur heran. Wahr ist das All mit den kreisenden Sternen, wahr ist der Wolf, der brüllt, ehe er verschlingt, wahr sind die Naturgewalten, die vernichten, wahr ist alles, weil Dasein Wahrheit ist. Nur der Mensch, der lügt, ist die große Ausnahme in der Schöpfung. Da er aber weder Tier noch Pflanze, weder Fels noch Naturgewalt ist, die alle wahr sind, muß er als Teil der ursprünglichen Kreatur der Teufel selbst sein, denn nur der ist seit Anbeginn der Lügner, und der Mensch, der lügt, wird damit zum Teufel. Und so zieht Gregor seine Folgerung aus den logischen Darlegungen, die Lehre:

„Drum laßt uns wahr sein, vielgeliebte Brüder,
Und euer Wort sei: Ja und Nein auf immer.“

Es ist eine schöne Predigt in ihrer Gestrafftheit, den wechselvollen Bildern, der spontanen Überredungskraft. Sie hat nur den einen Nachteil, daß sie nicht wahr ist. Schon die Wendung, daß der Mensch nur wahr zu sein braucht, um auch gut zu sein, enthält einen unzulässigen Gedankensprung. Um gut zu sein, braucht der Mensch unendlich viel mehr als nur die Wahrheit, sie ist nur eines von vielen Erfordernissen, auch Trieb und Wollen, Streben und Wirken müssen nach dem ethischen Ziel ausgerichtet werden. Auch der wahrhaftigste Mensch kann ein Nichtstuer oder zu jedem höheren Streben zu unbegabt sein. Dazu kommt aber, was noch schlimmer ist, daß Gregor den Menschen als absolutes Wesen der ethischen Forderung gegenüberstellt, seine Sündhaftig-

keit und Endlichkeit, damit auch den Irrtum, nicht berücksichtigt. Man könnte ihm auf die Behauptung, daß der Lügner der Teufel sei, getrost antworten, daß wenn er recht hätte, der Mensch der nicht lügt, nach seiner Darlegung Gott sein müßte oder zum mindesten ein gutes Stück von ihm.

Unübersehbar aber bleibt der Gedankensprung von der angeblich so wahren übrigen Kreatur zur einzigen Ausnahme, zum lügenden Menschen. Die unbeseelte Natur, ob das All mit seinen Gestirnen oder das Gift, das einen Menschen umbringt, ob der Blitz, der ihn erschlägt, oder die Wasserflut, die ihn verschlingt, ob Untier oder verheerende Naturgewalt, sie alle unterstehen keinem ethischen Gesetz, sondern nur ihrer eigenen mechanistischen Gesetzmäßigkeit, sie können also weder wahr noch unwahr sein, mithin auch nicht lügen. Gregor aber zieht aus der angeblichen absoluten Wahrheit aller übrigen Kreatur die Folgerung, daß der Mensch der lügt, da auch er Teil der großen Schöpfung Gottes ist, außerhalb dieser Schöpfung steht und deshalb nur der Teufel als der ewige Widersacher Gottes sein kann. Folgerichtig müßte man dann Galomir als die edelste Gestalt des Stückes ansehen, denn er ist zu dumm zum Lügen, aber auch völlig uninteressiert an dem, was andere als Wahrheit verehren, er steht der Natur am nächsten, gleicht dem Wolf, der brüllt, ehe er verschlungen.

Hier ist der Punkt erreicht, der die Begründung des Bischofs für seine an sich richtige und christlichem Streben notwendige Folgerung: „Drum laßt uns wahr sein“, absurd macht. Darin liegt gerade der Humor dieser Dichtung und auch dieser Predigt, daß die menschliche Unzulänglichkeit an einem höchst erstrebenswerten und jedem echten Fortschritt im Leben und Streben des einzelnen wie der Menschheit notwendigen Sittengebot demonstriert wird und zwar nicht in Spott und Überlegenheit, sondern aus der weisen Güte eines durch die Bosheit des Lebens nicht verhärteten, gütigen und reinen Herzens. Der Dichter weiß, daß der Teufel seit Anbeginn Gottes Feind ist und um die Seele jedes einzelnen Menschen mit Gott kämpft. Dabei bleibt dem Menschen die letzte Entscheidung. Zwar wird der Kampf in seiner Brust ausgetragen, aber bei ihm steht das Für und Wider. Diese Entscheidung aber kann ihm nur gegeben sein, weil er endlich, begrenzt in seinem Erkenntnisvermögen ist. Auch der weiseste Mensch kann nur einen kleinen Teil des unendlichen Wissens und der Kenntnis, die nach Lehre der Kirche mit negativen Vorzeichen auch dem Teufel möglich ist, erreichen. Alles menschliche Wissen kann nur Stückwerk sein, oft geht für den Menschen

der Weg zur Wahrheit nur über den Irrtum. Unmöglich aber kann die halb wahre oder ganz irrige wissenschaftliche These als Lüge oder auch nur als Unwahrheit bezeichnet werden. Dann fiele alles Wissen in sich zusammen. Dem Menschen ist aufgegeben, nach Wahrheit zu streben, niemals aber wird er sie vollkommen erreichen. Selbst die Erinnerung im engsten persönlichen Erkenntnisbereich vermag ihn zu täuschen, sie wählt aus, unterdrückt manches und hebt anderes ungebührlich ins helle Licht des Bewußtseins, das der Natur, der Wirklichkeit nicht entspricht. Gregor bringt einen recht umfassenden Katalog der Gründe oder Scheingründe, die den Menschen veranlassen, unaufrichtig zu sein. Aber etwa die eigene Überschätzung aus Eitelkeit oder Stolz ist noch nicht eigentlich Unwahrheit. Es gibt keine absoluten Maßstäbe, die Bewertungen sind relativ, und der Mensch, der sich für schön oder klug hält, ohne es zu sein, ist deshalb nicht unwahr, er gerät nur in Widerspruch zu den Maßstäben der anderen, die genau so irrig sein können wie seine eigenen. Erst recht aber muß eine andere Bewertung für die Unwahrheit gefunden werden, die aus innerer Neigung oder aus hohem Sinn gesprochen wird. Der Arzt, der dem Sterbenskranken seinen Zustand verheimlicht und ihm seine eigene Meinung oder gar Überzeugung nicht sagt, ihn mit beschönigenden Wendungen tröstet, lügt deshalb noch nicht, selbst dann nicht, wenn der menschliche Gesichtspunkt außer Acht bleibt. Er könnte nur dann lügen, wenn es für seine Wissenschaft letzte und absolut gültige Erkenntnisse gäbe. Gregor macht hier selbst eine Einschränkung, wenn er den guten Zweck mit „schlimmen Mitteln“ verbindet. Also muß es doch auch gute Mittel geben, die es rechtfertigen, wenn die Wahrheit oder das, was der Mensch nach dem Stand seines Erkenntnisvermögens dafür hält, verschleiert wird. Gerade die gesellschaftliche und die barmherzige Lüge, aber auch die pädagogische und die politische entspringen ja oft keineswegs der Absicht, den anderen zu täuschen, sondern der Unzulänglichkeit alles menschlichen Wissens, der eigenen Unsicherheit und der Hoffnung, daß alles auch anders sein könnte. Die Relativität aller Maßstäbe, die Unvollkommenheit aller Zustände und Einrichtungen der Menschenwelt schließen aus ihr das Absolute als Forderung aus. Und selbst die Grenze zwischen der wissentlichen Lüge und der Wahrheit sind fließend, denn Dichtung und Wahrheit, Selbsttäuschung und Erkenntnis liegen immer eng und ungeschieden nebeneinander. Der alte Mann, der etwa behauptet, seine Schulzeit sei die schönste Zeit seines Lebens gewesen, würde es empört zurückweisen, wenn

man ihm sagte, daß er lügt. Er hat alles, was ihm damals schwer war, was ihn peinigte und ihm Sorgen machte, über den Stürmen des Lebens vergessen und nur ein Ausgewähltes der Erinnerung belassen, nur aus der halben Wahrheit steigt ein bescheidenes Glück auf.

Für Gregor ist diese Predigt das Ergebnis einer augenblicklichen Verstimmung, eines Uneinsseins mit sich selbst. Am Ende des Stückes spricht er es in den Worten, die er an Atalus richtet, aus. Die Welt ist „das Land der Täuschung“ Gott hat ihr die Lüge als das „bunte Kleid“ umgehängt, „das schaffend er genannt: Vergänglichkeit.“ Die Täuschung hat sogar ihren Sinn im göttlichen Heilsplan. Die Menschen, das „Geschlecht der Sünden“, also der Unvollkommenheit und Endlichkeit, bedürfen dieses Kleides, weil sonst ihre Augen am Strahl der ganzen Wahrheit erblinden würden. Aber es bleibt die theologische Folgerung, daß der Mensch sich um diese ganze Wahrheit mühen kann und muß, und dabei vermag ihm die göttliche Offenbarung zu helfen. Aus dem höheren und reineren Wissen, das nicht mehr von der Unzulänglichkeit der Welt berührt ist, steigt dann ein Glück auf, das zwar auch der Endlichkeit und Unvollkommenheit alles Irdischen unterworfen bleibt, aber doch „bis zu den spätesten Tagen“ steigt und wächst. Die Menschen aber sollen „sich vertragen“, aus dem bescheidenen Teil, der ihnen bleibt, für sich und andere das Beste machen.

Im Lustspiel ergibt sich aus jener einmaligen Stimmung des Bischofs indessen die Forderung nach unbedingter Wahrheit für den vielgeplagten Leon. Glaubte der Bischof wirklich, die Unzulänglichkeit der Menschen in der unbedingten Treue zum göttlichen Gebot überwinden zu können? Das Ende weiß es anders. Aber aus dieser Vorstellung ergeben sich alle Verwicklungen und auch alle Gegensätze im Stück, erst der Zusammenprall des Endlichen mit dem Absoluten ergibt die Idee des Werkes.

„Weh dem, der lügt!“

Die Idee des Lustspieles

I. Schein und Sein

II. Das Thema des Lustspieles

- 1) Das Versagen der absoluten Forderung vor der Wirklichkeit
- 2) Die „buntverworr'ne Welt“
- 3) Tragweite des Sittengesetzes

III. Die Enttäuschung des Dichters

Als Leon von der erfolgreichen Befreiungsfahrt heimkehrt, sagt der dankbare Bischof zu ihm:

„Nu? hübsch gelogen, brav dich was vermessen?“

Mit Lug und Trug verkehrt? ei ja — ich weiß.“

Damit spricht er aus, was der gesunde Menschenverstand nach einer solchen Tat erwarten muß. In Wirklichkeit weiß der gute Bischof gar nichts. Leon hat sich buchstabengetreu an das Gebot seines geistlichen Herrn gehalten, nicht gelogen, sich nichts vermessen, nicht mit Lug und Trug verkehrt, sondern immer die Wahrheit gesagt. Er tat, was er konnte. Aber die Wahrheit, die er immer sprach, gab ihm einen Freibrief, eine Art Narrenfreiheit. Niemand glaubte sie, jeder hielt ihr Gegenteil für wahr, und nur so konnte das scheinbar Unmögliche gelingen. Mit der Wahrheit täuschte er alle, schläferte er jegliche Wachsamkeit und jedes Mißtrauen ein. Alle hielten sie für Spaß und den, der sie sagte, für einen überaus lustigen Burschen. Als Spaßvogel konnte er die Herzen gewinnen. Nur Edrita vermochte aus der Kraft ihres noch unbewußt liebenden Herzens und aus der Sorge um ihre Liebe tiefer zu schauen, aber sie teilte ihre Erkenntnis niemand mit. Leon mußte erkennen, daß es unmöglich war, die Wahrheit durchzusetzen. Sie gilt als Schein, die Täuschung aber als Wahrheit. Das ist die Idee dieses Lustspieles, sein eigentliches Thema ist die Frage nach Sein und Schein, Wahrheit und Lüge, Erkenntnis und Täuschung.

Naumann umreißt dieses Thema: „Die Aufgabe wird gestellt: wahr zu sein und dabei im Leben etwas zu erreichen. Die Handlung des Stückes beweist, daß es unmöglich ist, dieser Forderung zu entsprechen. Nicht dieser Einzelne, der Held, scheitert an der Auf-